

Das Anstaltsleben eines Taubstummen [Schluss]

Autor(en): **Sutermeiser, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstummen-Zeitung**

Band (Jahr): **3 (1909)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-922811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Anstaltsleben eines Taubstummen.

Von Eugen Sutermeister. (Schluß.)

Halb und halb war auch die Konfirmation für uns ein Fest; wir freuten uns da auf mancherlei (mit 14—15 Jahren ist ja der kindische Sinn noch lange nicht abgestreift, bei Taubstummen erst recht nicht). Jeder Konfirmand erhielt nämlich eine reich mit Bildern geschmückte Bibel und dann machte es uns im geheimen ganz stolz, daß der Satz in unserer „Christlichen Lehre“: wir würden von dem Tage an zu der Gemeinschaft der Erwachsenen gehören, nun in Erfüllung ging. Der Herr Inspektor unterließ es aber nicht, uns oft den Ernst und die Wichtigkeit des ganzen Aktes einzuprägen. Einen Tag vorher hatten wir auf sein Zimmer zu kommen und hier hatte jeder seine Beichte abzulegen und er redete noch einmal ernst mit uns; das war für alle der gefürchtetste und für manche vielleicht auch der gesegnetste Augenblick. Denn weil die Konfirmation öffentlich war, so waren wir da lange nicht so andächtig und empfänglich, wie in diesem selten betretenen „geheiligten“ Raume mit dem ehrwürdigen „Herrn Vater“ allein.

Gleich nach der Konfirmation durften wir der Schule Lebewohl sagen und heimgehen, obgleich die eigentlichen Ferien noch nicht begonnen: für die meisten Grund genug zur Freude, die aber oft gar bald in Trauer umschlug, wenn einer nur ein paar Wochen die saure Lehrzeit, bei weniger freundlichen Leuten, gekostet hatte und von früh bis spät schaffen mußte, ohne nur ein Viertelstündchen spielen zu können. Erwachsen sein und tun dürfen, was man nur wolle, das war für uns Eins, wie für viele, auch hörende, Kinder gewiß noch. Aber die rauhe Wirklichkeit heilt den Wahn bald genug. Beim Abschied drückte der Herr Inspektor jedem Austretenden einen väterlichen Kuß auf die Stirne und das war der Abschluß des Anstaltslebens.

Nun will ich den Schlußstein setzen, der diesen ganzen Festbau krönen soll: die Ferien! Wie zählten wir schon ein halbes Jahr vorher, wie viel Wochen und Tage noch bis dahin waren und sagten es uns Tag für Tag getreulich. Und wir waren schon ganz wie im Traum und zu rechter Arbeit fast unfähig, wenn uns nur noch eine Nacht davon trennte. Sogar der Schlaf, der sonst gewöhnlich Anstaltsmenschen gerne schnell befällt, er floh uns oft für einige Stunden und doch fand uns die früheste Morgendämmerung wach im Bett und merkwürdig frisch. Wenn's nur erlaubt gewesen wäre, wären wir längst in die Kleider geschlüpft. Wie außerordentlich beneideten wir diejenigen, welche weit nach Hause hatten, schon wegen der längeren

Fahrt, besonders aber darum, weil sie die Allerersten sein durften, welche die Anstalt verließen; ja manch einer pochte schon darauf, wenn sein Zug nur ein paar Minuten früher abging. Andere, welche ganz nahe ihre Heimat hatten, verzehrten sich schier in Ungeduld, bis nachmittags oder gar am späten Abend Angehörige kamen und sie abholten. Waren es unserer viele, die in gleicher Richtung nach Hause reisten, so wurde ein Leiterwagen bestellt, den wir noch bei Morgen- grauen bestiegen wie eine Himmelsleiter, um hoch vergnügt die eine Stunde zum Bahnhof in die Stadt zu fahren, wo wir die Städter, die noch hinter ihren verschlossenen Fensterladen in den Federn lagen, weidlich auslachten und nicht begriffen, daß nicht alle Welt an unserer Freude teilnahm. — Und was war es, das uns so beseligte? Zuerst das Wiederbeisammensein mit der Familie, dann aber am meisten wohl die Freiheit, der seltene Hochgenuß einer vollen unbeschränkten Freiheit, das ungewohnte, sinnbefreiende Bewußtsein gänzlichen Unbeaufsichtigtheits. Nur wer das ganze Jahr Tag für Tag unter Kontrolle steht, der hat eine Ahnung von der Wonne solcher Ferien, eines solchen auch äußerlich Ausgespanntseins! Spielen, schlafen, essen, arbeiten zu dürfen, wann, was, wie viel und wie lang wir nur wollten, das versetzte uns in ein traumartiges Leben. Und man kann sich denken, mit welchem heimlichen Grauen wir das Ende der Ferien herannahen sahen. Mit Tränen gingen wir, wenigstens ich, an dem letzten Abend zu Bett; mit Tränen stand ich auf und schlich in stiller Traurigkeit noch einmal an alle die lieben Orte und Winkel, von allem und von allen wehmütigen Abschied nehmend. Und wenn ich dann im Eisenbahnwagen saß, verloren auch die schönsten Landschaften und die buntesten Bilder ihren sonst so großen Reiz für mich. Und wie habe ich in der Anstalt so manche Nacht, wo niemand mich sah, meine Kissen mit Tränen geneßt! Kam ein Brief von zu Hause, so brach der Tränenquell von neuem aus. Wie schwer war es aber auch für uns, nach vierwöchentlicher wahrhaft „goldener“ Freiheit, wieder in das Joch eines einförmigen Anstaltslebens gespannt zu werden, wieder täglichen Regeln sich unterordnen zu müssen für ein ganzes langes Jahr. Doch die Zeit heilte auch hier, die Macht der Gewohnheit übte hier ihren wohlthätigen Einfluß aus und die — übrigens gesunde — Regelmäßigkeit des Lebens wurde uns wieder beinahe heimisch, nur nie „heimatlich“.

Mit obigem will ich keinen Tadel über die Anstalt ausgesprochen haben, o nein! Da war Aufsicht, stete Aufsicht unumgänglich nötig; denn ein geordnetes Leben in einem so großen vielköpfigen Hauswesen

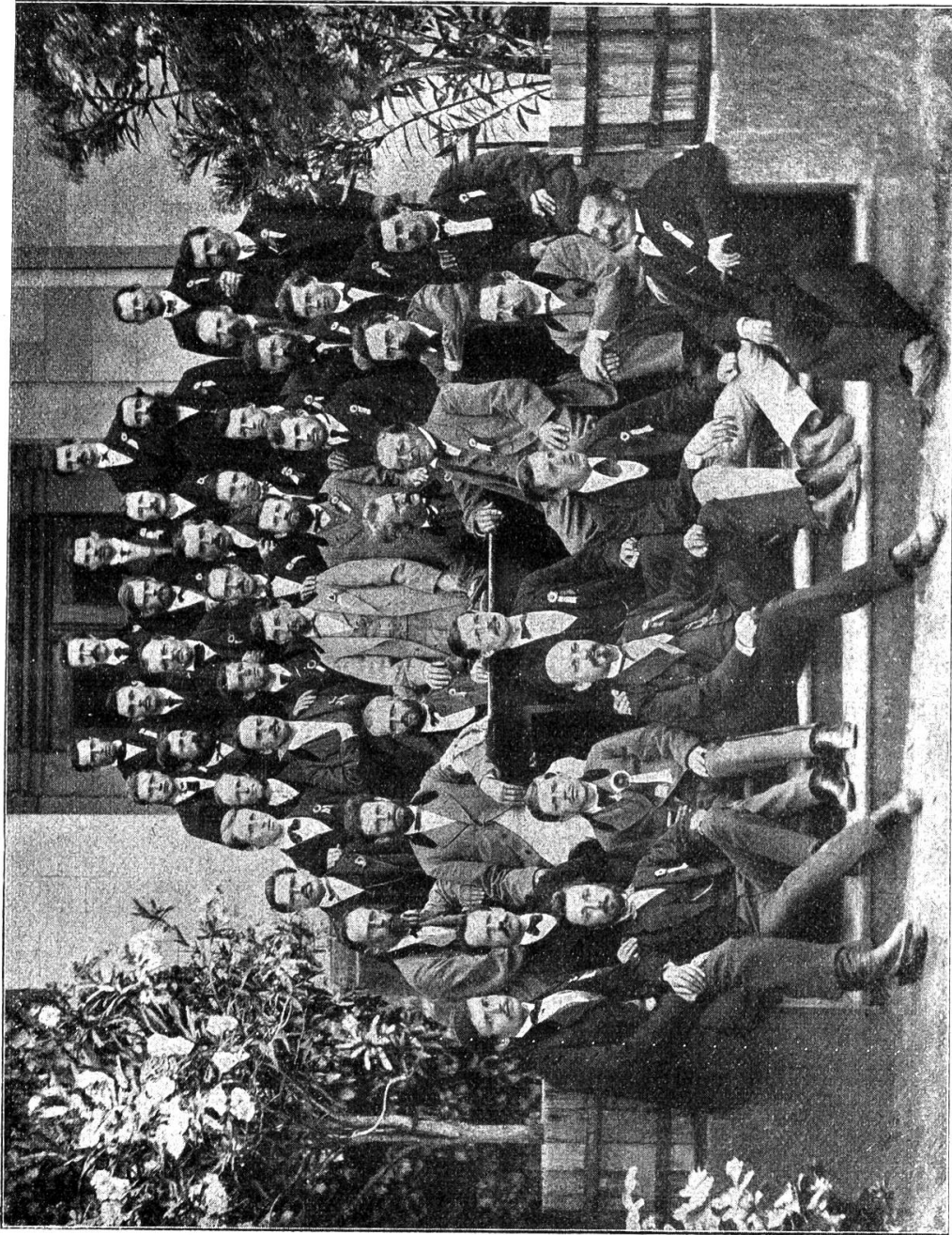
ist nur dann möglich, wenn es wie eine Uhr geregelt wird. Aber ich bin im Prinzip gegen eine so große Anzahl von Zöglingen, denn dann ist eine schablonenmäßige Erziehung nicht zu vermeiden.

Noch einen andern Nachteil des Internates (Schule, wo die Schüler nicht nur lernen, sondern auch wohnen. Externat: Schule, wo nur gelernt, aber nicht gewohnt wird) möchte ich nennen, der sich bei Ausgetretenen zeigte. Diese, unwissend in den Dingen der Welt und unbekannt mit den Verhältnissen des Lebens, wie sie beim Verlassen der Anstalt es sein mußten, fielen dann leicht in zwei Extreme: entweder wurden sie durch die neue an sie herantretende, ihnen in vielem noch rätselhafte Welt verschüchtert und blieben Kinder ihr Leben lang, was Weltverkehr, Benehmen und Bildung anbelangte, höchstens wurden sie erst durch lange und schlimme Erfahrungen etwas klüger; oder aber durch den Reiz der Neuheit angelockt und berauscht durch das Hochgefühl des ersten ihnen hier schädlichen, weil plötzlichen Selbständigseins — das, nebenbei gesagt, all die Anstaltsjahre hindurch unser Traum und Ideal war — warfen sie sich blindlings in den Strudel der Welt und litten leicht an Leib und Seele Schaden, und das waren oft gerade die Begabteren.

Da sind die Anstalten in größeren Städten besser daran, wo die Kinder bei Familien untergebracht werden können und nur zur Schule in das Institut kommen. Hier in größerer Freiheit lernen sie doch das Leben besser kennen, sowohl von der guten, als schlechten Seite, und bekommen auch früher ihren „Schliff“, eine größere Gewandtheit im Verkehr mit jedermann und viel früher eine gewisse Selbständigkeit im Handeln; auch vermischen sie da die Familie nicht so sehr.

Ich muß aber doch bekennen, daß für viele von uns das Anstaltsleben gar nicht so langweilig war, im Gegenteil, sie hatten es hier oft weit besser als zu Hause, wo manchmal nur Mangel und Not oder gar noch Schlimmeres herrschte. Ich habe auch zu bedenken, daß nicht alle ein gleich zart besaitetes Gemüt hatten und gleich tiefe Gefühle; ja manchem war es schier egal, ob er daheim lebte oder hier, und andere wieder erfuhren bei ihren Angehörigen kaum, was Liebe heißt. Und so werden gewiß viele von ihnen, eingedenk so mancher dort verlebten, frohen Stunden, mit einstimmen in den Vers:

Du trautes Segenshaus in Dorfes Mitte,
Wie still, wie wohlig ließ sich's wohnen hier!
Wie lebte sich's so gut nach frommer Sitte;
Jetzt, wo in kalter Fremd' ich lebt' und litte,
Da sehnte trauernd sich mein Herz nach dir!



Zur Erinnerung an das erste Schweizerische Taubstummenfest in Bülrich am 3. und 4. August 1873.
Das Original (Urbiid) dieses Bildes befand sich im Nachlaß des Herrn BürLocher in St. Gallen. Gewiß sind unter den Abonnenten ältere Taubstumme, welche etliche der hier Abgebildeten noch kennen.